

mit Reisen, Publikationen, vor allem dem Wirken in der akademischen Freiheit eines Honorarprofessors zweier Fakultäten. Für ein Urteil über die Nutzung dieser Chancen sei all das noch zu nah (299). Doch vermag die Hörergemeinschaft: „gleichsam eine kleine Privat-Universität in der großen“ (297), besonders junge Freunde daraus, den Lehrer über die lebensbedrohende Lähmung hinwegzutragen, in die ihn – auf der Jahresversammlung der Görresgesellschaft 1985 – der plötzliche Tod der geliebten Frau stürzt. Damit schließt, einigermaßen unvermittelt, das Gespräch. Ein Sachregister erläutert kompakt neun Begriffe wie Görres-Gesellschaft, Hochland, Hoher Meißner, Herder Verlag und Verlag J. C. B. Mohr; fast 500 Kurzbiographien bietet (305–352) das Namenregister, gefolgt von einem doppelspaltigen Zweieinhalb-Seiten-Verzeichnis weiterer Namen.

War schon der eingangs genannte „objective“ Versuch „persönlich“ (*Symbolos* 9), begonnen als Vorwort zur Bibliographie, in Antwort auf die Festschrift *Die Frage nach dem Menschen*, so ist dieses Gespräch es noch mehr. Die Münchener Antrittsvorlesung vom Januar 1961 stand jedoch unter dem Titel „Person und Funktion“ – im Sinn von Guardinis Ausführungen zu Persönlichkeit und Person am Ende der Neuzeit (die ursprüngliche Fassung in PhJ 69 [196/62], neugefaßt und erweitert in: Max Müller, Erfahrung und Geschichte, Freiburg-München 1971). Vielleicht überraschend, doch nicht unrechtmäßig beruft seinerzeit der *Symbolos* am Schluß (55) das Bacon-Wort „De nos ipsis silemus“, auch wenn er ihm auf andere Weise zu entsprechen versucht als die *KrV*. So jetzt. Das Buch mitsamt so manchem subjektiven Urteil ist von durchaus überpersönlichem Interesse und, obwohl recht summarisch, zeigt der Bericht vielleicht doch, daß Rez. ihn hier nicht nur aus Dankbarkeit und Pietät gibt. J. SPLETT

RÖD, WOLFGANG, *Der Weg der Philosophie von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert*. Erster Band: Altertum, Mittelalter, Renaissance. München: C. H. Beck 1994. 525 S.

In der heutigen Situation einer spezialisierten Forschung eine fundierte Philosophiegeschichte von den Vorsokratikern bis zur Gegenwart zu schreiben muß als Aufgabe erscheinen, welche die Möglichkeiten und Kräfte eines einzelnen übersteigt. Wolfgang Röd (R.) darf sie sich zutrauen, weil er sich jahrzehntlang auf sie vorbereitet hat, vor allem als Herausgeber und Mitautor der im selben Verlag erscheinenden zwölfbändigen *Geschichte der Philosophie*. Das Wort „Weg“ im Titel charakterisiert die Darstellungsform: Wer einen Weg auf einer Landkarte einzeichne, könne nicht jede Einzelheit berücksichtigen, sondern er müsse sich damit begnügen, den Verlauf des Weges in groben Zügen darzustellen (15). Ein Werk, das eine ohne philosophische Vorkenntnisse zugängliche Gesamtschau vermitteln will und eine unübersehbare Fülle von Material zu bewältigen hat, kann sich nicht auf Interpretationskontroversen einlassen; es kann nicht alles aus erster Hand erarbeiten, sondern es muß auch auf bewährte Darstellungen zurückgreifen.

R. will eine „philosophierende Geschichte der Philosophie“ schreiben, was einen eigenen Standpunkt voraussetzt, und er ist von der Kontinuität dieser Geschichte überzeugt. Das ist nicht, mit Hegel, im Sinne einer metaphysisch bestimmten, a priori konstruierbaren Entwicklung zu verstehen; der Zusammenhang ergebe sich vielmehr aufgrund gemeinsamer Fragestellungen, welche den gemeinsamen Boden ausmachen und die verschiedenen Gestalten des philosophischen Denkens miteinander verbinden. Philosophie beginne mit dem Staunen, und das, worüber wir staunen, sei das Rätsel der Erkenntnis. „Die Tatsache, daß wir von Gegenständen wissen, wurde immer wieder als das größte aller Rätsel bezeichnet und als Anfang des philosophischen Denkens betrachtet.“ (19) R. legt seiner Darstellung die systematische These zugrunde, daß dem Erkenntnisproblem in der Philosophie der Primat zuzuschreiben sei. Die Metaphysik wird der Erkenntnistheorie untergeordnet: „Metaphysische Theorien dienen in erster Linie dem Zweck, das Rätsel der Erfahrung zu lösen.“ (20)

Entsprechend dieser These trägt das Kapitel über Platon die Überschrift „Platon und das Problem der Erkenntnis aus reiner Vernunft“; R. zeigt eine deutliche Sympathie für ein systematisierendes Platonbild, wie es sich weniger aus den Dialogen als vielmehr aus der indirekten Überlieferung ergibt. Wie Platon sei auch Aristoteles „überzeugt [gewe-

sen], daß vollkommenes Wissen von der Wirklichkeit möglich sei“; die Metaphysik sei auch bei Aristoteles eine Theorie, „mit deren Hilfe begreiflich gemacht werden soll, wie perfektes Wissen möglich ist“ (147). Die Unterscheidung des Thomas von Aquin zwischen dem Seienden und dem Sein als Akt wird aus dieser Perspektive gesehen. Thomas' „objektivistische“ Metaphysik beruhe letzten Endes auf einer bestimmten Auffassung des allgemeinen Begriffs, die ihrerseits einer Theorie des Erkennens diene. Dieser Zusammenhang trete aber bei Thomas in den Hintergrund; für ihn sei nicht mehr das Erkenntnisproblem, sondern das Seinsproblem grundlegend (347). Eine Grenze dieser Interpretationshypothese wird deutlich bei R.s Kritik am Neuplatonismus. Die mystische Erkenntnis wird zu einer Ad-hoc-Annahme. Die Lehre von der ekstatischen Vereinigung sei „eine Verselbständigung des Moments der Einheit“ (263). Wenn man von allen Beziehungen absehe, gebe es kein Urteil und damit keine Erkenntnis mehr; die Neuplatoniker mußten also den Urgrund aller Wesen für unerkennbar erklären, und weil sie trotzdem von ihm reden wollten, mußten sie eine vom Erkennen wesentlich verschiedene Art des Erfassens annehmen. Hier ist zu fragen, ob diese Interpretation der phänomenalen Grundlage des Neuplatonismus, wie sie vor allem in Porphyrios' Leben des Plotin beschrieben ist, gerecht wird; es geht um das für den gesamten Platonismus grundlegende Problem des Verhältnisses von Philosophie und Mystik.

Man legt das Buch, wenn man einmal begonnen hat zu lesen, nur ungern aus der Hand; Philosophiegeschichte wird hier im besten Sinn zu einer spannenden und entspannenden Lektüre. R.s Buch ist ein Meisterwerk der Darstellung und der Didaktik. Er arbeitet oft mit dem Mittel konzentrischer Kreise: Die Grundinstitutionen eines Philosophen werden zunächst am Phänomen entwickelt und zusammenfassend skizziert, um dann in einer systematisch, nicht aporetisch orientierten Darstellung in einzelnen Aspekten entfaltet zu werden. Immer wieder muß man die Klarheit und Prägnanz bewundern, mit denen das Wesentliche oft schwieriger Gedankengänge dargestellt wird; als ein Beispiel für viele seien die wenigen Zeilen über die *lex naturalis* bei Thomas von Aquin (354 f.) genannt. Für den theologischen Leser sei eigens hingewiesen auf das Kapitel über die patristische Philosophie (273–309), das den dogmengeschichtlichen Hintergrund gut herausarbeitet. Die übersichtlich angeordnete Bibliographie (Editionen und Übersetzungen; allgemeine Darstellungen; Werke zu einzelnen Philosophen und philosophischen Richtungen) zeichnet sich aus durch ihre Sparsamkeit. Hilfreich ist auch die Zeittafel.

F. RICKEN S. J.

BÖHMER, OTTO A., *Sternstunden der Philosophie*. Schlüsselerelebnisse großer Denker von Augustinus bis Popper. München: Beck 1994. 215 S.

Nicht immer waren es die großen Erleuchtungen, die vom Himmel herabkamen und sich, wie eine höhere Gunstbezeugung, im Kopfe des Denkers festsetzten. Auch schlichtere Überzeugungsmuster machten auf sich aufmerksam und beanspruchten anhaltendes Interesse. Unter dieser Rücksicht hat B. 19 Beiträge zusammengestellt; auf einige von ihnen möchte ich etwas näher eingehen. In der Untersuchung über René Descartes („Das Licht einer wunderbaren Einsicht“, 31–43) erfahren wir, daß Descartes in der Nacht vom 10. auf den 11. November 1619 von drei aufeinanderfolgenden Träumen heimgesucht wurde, die ihm das Licht einer wunderbaren Einsicht aufgehen ließen. Was Descartes (wenigstens implizit) erkannte, war der Sachverhalt, daß in jedem Irrtum noch ein Stück Wahrheit steckt. Selbst der irrende Mensch nimmt den *Akt* seines Irrtums wahr, und er hat somit das feste Fundament (eben den Bewußtseinsakt), auf das er weitere Schlußfolgerungen (und schließlich eine ganze Philosophie) aufbauen kann. In einer Kurzformel heißt das: „Cogito, ergo sum“; man könnte auch sagen: „Dubito, ergo sum“ oder noch genauer: „Dubito, ergo *sum* dubitans.“ In dem Aufsatz über Johann Gottlieb Fichte („Am warmen Winterofen“, 56–68) wird dargelegt, daß Fichte im November 1793 (während er am warmen Winterofen stand) über das höchste Prinzip der Philosophie nachdachte. Damals kam ihm die Evidenz, nur das Ich (= der Begriff der reinen Subjekt-Objektivität) könne das höchste Prinzip sein. Diese Evidenz war zugleich mit der Einsicht verbunden, daß alles Sein (vom Ich) *gewußtes* Sein ist und wir aus dem Vollzug unseres Bewußtseins nicht aussteigen können. In dem Artikel über Sören Kierke-